

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 175.

Samstag, 29. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(37. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Die Hängelampe über dem runden Tisch im Saenderschen Wohnzimmer warf ihren freundlichen, gelben Schein auf das blütenweiße Taseltuch.

Durch das offene Fenster strich weiche Maienluft in das Gemach. Thea ging auf und ab und half dem Dienstmädchen beim Abräumen des Tisches. Tante Riete und Thea hatten heute allein zu Abend gegessen.

Die Kinder schliefen. Doktor Saendler wohnte einer geselligen Veranstaltung eines Lehrervereins bei. Tante Riete, deren Sehkraft in letzter Zeit noch mehr abgenommen hatte, trug einen goldgefaßten Kneifer. Doch machte es ihr trotzdem noch Mühe, den Brief, den sie dicht unter die Lampe hielt, zu entziffern.

„Da soll einer aus Heinos modernen Kratelfüßen, die allesamt hinterüberpurzeln, flug werden“, schalt sie. „Ich muß den Brief, der längste, den er je in seinem Leben verfaßt hat, nochmals gründlich durchstudieren, ja, und ich muß sagen, Hansemanns verflossene Braut aus Kanada bereitet uns eine Überraschung nach der anderen. Kaum, daß man sich vom Staunen darüber, daß sie die Witwe des Barons Strodtmann ist, erholt hat, kommt schon wieder etwas Neues...! Da kann man ja einen ganzen Film davon herstellen — und die Genrika kann sich selber mimen. Das gibt dann einen Haupteffekt. Gott — wenn ich daran denke, wie perplex wir alle hier waren, als das Kabeltelegramm mit der Nachricht von Hansemanns Verlobung hier eintraf. Deine Mutter, Thea, konnte sich ja nie recht mit der amerikanischen Schwiegetochter abfinden — na, nun hat die Baronin Strodtmann sie bekommen. Ob die wohl froh sein mag über die Bescherung? Was meinst du, Thea?“

„Ja, sehr froh“, erwiderte Thea mit Betonung und faltete das Taseltuch sorgfältig zusammen. „Genrika hat mir geschrieben, daß auch sie sich unendlich darauf freut, die Mutter ihres verstorbenen Mannes kennen zu lernen.“

„Na, Tee trinken — abwarten. Ihren Hochmut scheint die Frau Baronin jedenfalls aufgesteckt zu haben“, fuhr Tante Riete fort. „Ist auch ganz recht. Angenehm mag es ihr nicht sein, daß jeder Schusterjunge für 'ne halbe Mark oder drei Groschen ihre Schwiegetochter, die „Filmprinzessin“, im Kino beäugen kann. Wenn ich einen Sohn hätte, mit Wonne würde ich Genrika als Schwiegetochter begrüßen. Es freut mich nachträglich ganz besonders, daß ich schon damals etwas von Genrika gehalten habe, als deine selige Mutter und deine selige Schwester, liebe Thea, aus dem Kopfschütteln über Hansemanns Erforene nicht herauskommen wollten. Bist du nun fertig, Thea? Ja? Also dann tu mir den Gefallen und trag mir Heinos Schreiben aus New York recht laut und deutlich vor. Ich höre auf dem linken Ohr doch nicht mehr gut. — Geh dich hierher, Thea, mein liebes Kind, so — und nun lies.“

„Hochzuverehrende, allerungnädigste Tante Riete“, begann Thea.

„Verriichte Anrede“, brummelte das alte Fräulein.

„Ihr Born“, fuhr Thea im Vorlesen fort, „hat mich vollkommen zerschmettert. Schreibfaulheit ist Ihrer Ansicht nach, verehrte Gönnerin, ein schlimmes Verbrechen. Daß ich eine Abneigung gegen Tinte und Feder besitze, habe ich von jeher als einen meiner größten „Charakterfehler“ betrachtet. Leider ändert man sich in meinem Alter nicht mehr so leicht, wie es in mancher Hinsicht erwünscht wäre. Ich will heute wenigstens den Versuch machen, mich einigermaßen zu bessern, um Ihr Wohlwollen nicht auf immer zu verschmerzen. Außerdem bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen lauter angenehme Neuigkeiten mitteilen zu können. Genrika, die mit ihrem Schatten, dem getrennen Schimmelchen (alias Frau Amalie Schimmelbeck), eben hier in New York weilt, hatte mich gebeten, über eine sie betreffende wichtige Angelegenheit nicht früher etwas verlauten zu lassen, als bis alles perfekt geworden. Hören Sie nun zu, liebe, verehrte Tante Riete: Im Herbst des vorigen Jahres ließ sich ein durch Krankheit und allerlei Wechselfälle des Lebens stark heruntergekommener Kollege, ein Belgier, bei mir melden und behauptete, im Besitze von Dokumenten zu sein, die für Genrika dy Santos von Wichtigkeit wären. Er habe, sagte er, durch einen Zufall erfahren, daß ich die Filmprinzessin Genrika dy Santos gut kenne. Daher habe er mich als eine zum Vertrauensmann geeignete Persönlichkeit aufgesucht. Ich schenkte seinen Worten anfänglich keinen Glauben, bis er mir hantlein erzählte, daß er vor Jahren in dem Zuge Paris-Calais gefahren sei, in dem Baron Harald Strodtmann verunglückte. Er habe zwischen den Trümmern eines Wagens ein unversehrtes gebliebenes Sandköffchen gefunden, als dessen Eigentümer er, wie er durch den Inhalt des Köffchens leicht hatte feststellen können, den Baron Strodtmann, dessen Namen auf der Totenliste gestanden, erkannt habe. Die Wertachen habe er zu Selbe gemacht — er sei ohne Engagement und in bitterer Not gewesen auf dem Wege nach Paris, hatte gehofft, dort möglicherweise sein Glück zu machen. Die Prieftasche des Toten habe er, einer abergläubischen Empfindung folgend, aufbewahrt. In ihr befänden sich Dokumente, die Fräulein Genrika dy Santos gehörten. Nun habe er in einer großen amerikanischen Zeitung gelesen, daß die Erben eines Juan dy Santos, der vor einer Reihe von Jahren in Boston gestorben, gesucht würden. Es handele sich um eine Erbschaft in Spanien. Ich kaufte, ohne viel zu zaudern, dem Belgier die Papiere ab — es waren Genrikas Geburtschein, der Trauschein ihrer Eltern, von einem evangelischen Pfarrer in Kanada ausgestellt, Genrikas Mutter war ja, wie Ihnen bekannt ist, liebe Tante Riete, Deutschamerikanerin, und ein an Herrn Fred Delarue in Berlin adressierter Brief, — der, wie sich nachher herausstellte, Genrikas und Harald Strodtmanns Trauschein enthielt. Mit allen Einzelheiten will ich Sie nicht weiter ermüden, ich übergab die Sache einem Rechtsanwalt, der alsbald in Erfahrung brachte, daß es sich tatsächlich um eine Millionenerb-

schaft handelte. Daraufhin veranlaßte ich Henrika, nach Kanada zu reisen, um die Abwicklung der Angelegenheit zu beschleunigen. Die dy Santos stammen von einem sehr alten asturischen Geschlecht ab. Die eine Linie dieser Familie ist kürzlich erloschen — als nächster Erbe des sehr großen Vermögens kam Diego dy Santos in Betracht, respektive sein Sohn Juan — nun ist Henrika die alleinige Erbin. Da haben Sie also in Briefkürze — oder richtiger gesagt, Brieflänge — denn ich finde, daß mein Schreiben heute außerordentlich umfangreich ist, einen ganzen Roman, teuerste Tante Vieta. Der belgische Schauspieler, der sich Harald Strodtmanns Handkoffer angeeignet hatte, ist bereits gestorben, er war ein Schwerkranker, als er sich zu mir schleppte, mir lag nichts daran, ihn den Gerichten als Dieb zu überantworten, die Summe, die er von mir in Henrikas Namen erhielt, hat ihm die letzten Wochen seines Lebens erleichtert — also hatte ich seine Vorahnung, daß der Inhalt der fremden Brieffasche, den er, als für ihn ohne Interesse, nur flüchtig durchgesehen hatte, Glück bringen würde, nichto betrogen. — Sobald Henrika die letzten geschäftlichen Angelegenheiten erledigt hat, kehrt sie nach Europa zurück. Mich bindet meine Pflicht hier noch bis zum Herbst. Dann habe ich einen Vertrag für München abgeschlossen. Will im Lande bleiben und mich „redlich nähren“. Bis dahin auf Wiedersehen und tausend Grüße Ihnen, verehrungswürdigste Tante Vieta, sowie dem Gaendlerschen Hause von Ihrem ergebensten, getreuen
Heino Gelfern.

PS. Henrika läßt vielmals grüßen, will Fräulein Thea über ihre demnächstigen Lebenspläne selber bald schreiben.

„Sie braucht das Kino ja nun nicht mehr, sie wühlt doch jetzt in Dollars — oder wird die Erbschaft in spanischer Münze ausbezahlt — na, das bleibt sich schließlich gleich, ob es eine spanische oder eine kanadische Million ist —“ meinte Tante Vieta. „Die märchenhaften und unverhofften Erbschaften macht man immer in Amerika“, fügte sie hinzu. „Du hast ja auch von drüben ‘nen netten Baken geerbt, Thea, du müßtest längst mehr raus aus deinen vier Wänden. Immer das Höcker hier — und das Wäschestopfen, und mit den Jungens Aufgaben lernen, und dich um die Küche kümmern, damit nur ja der Franz sein Beefsteak so bekommt, wie er es von Hannchen her gewohnt ist. Da ist auf die Dauer nichts für dich, Theachen, nächsten wirst du sechsundzwanzig.“

„Liebe Tante Vieta, ich wünsche nichts sehnlicher, als daß es immer so bleiben möge, wie es eben ist.“

„Ja, das sagst du so — ich aber habe doch bedeutend mehr Lebenserfahrungen als du, mein gutes Kind. Eine alte Jungfer zu werden, so eine, wie ich’s geworden bin, dazu bist du mir zu schade. Ich will damit nicht sagen, daß ich unzufrieden bin. . . . Gott bewahre mich davor. Das arme Hannchen lebte vielleicht heute noch, wenn es nicht geheiratet hätte. Aber es ist jammerschade um dich, Thea, so wie ein Veilchen im Verborgen zu blühen. Und den Heino, deinen alten Loggenburger, den magst du nun einmal nicht? Was?“

„Doch, Tante Vieta, sehr sogar, aber nur als guten Freund.“

„Ach, Kind, das ist so, als wenn man einem, der einen feurigen Trunk begehrt, abgestandenes Wasser kredenzt. Aus Mitleid und Freundschaft geheiratet zu werden, das möchte ich dem Heino auch nicht gerade wünschen. Nun, hoffentlich blüht ihm anderswo um so reicher ein Herzensglück. Tee trinken — abwarten.“

„Mache dir meinetwegen nicht unnötig Gedanken, Tante Vieta“, — Thea streichelte liebevoll die Hände des alten Fräuleins, — „ich entbehre nichts — ich wünsche mir wirklich kein anderes Leben.“

„Na ja, wie man sich bettet, so liegt man, Theachen.“

(Fortsetzung folgt.)

Kronprinz und Kammerjäger.

(Ein Gespräch mit Walter Kirchhoff.)

Aus Lille wird uns geschrieben: Hinter den Kulissen des Deutschen Theaters in Lille: „Carmen“. Dritter Aufzug. Sergeant Don José, jetzt Schmudler, steht bereit, um den Schuß auf Escamillo abzugeben. Die Zeit des Wartens verkürzt er sich augenblicklich damit, den Chordamen Wiß zu erzählen. Ich höre: „Wissen Sie, meine Damen, weshalb die preussischen Farben weiß und schwarz sind?“ — — — ? — — — ? „Ganz einfach! Weil Preußen ein Militärstaat ist!“ — — — ? — — — ? „D’Mi ist doch weiß! Und Teer? Schwarz, nicht wahr?“ Allgemeines Gähnen über den Kalauer. Geflicker, Bums! Der Schuß geht los, und Walter Kirchhoff, der stimmungswaltige Kammerjäger von der Berliner Hofoper, betritt die Bühne. Kirchhoff in Lille? Das trifft sich ja prächtig. Also nach der Vorstellung und nach der üblichen Wartezeit für das Umkleiden ins Garderobezimmer. Im Augenblick, wo ich Kirchhoff die Hand zur Begrüßung reichen will, erstarrte ich. Der Landsturmmann steht stramm vor dem Herrn Rittmeister. Die Situation ist heikel, denn ich will doch den Künstler zu einem längeren Plauderstündchen entführen. Meine Retterin ist — — — die Gemahlin des Sängers, die ebenfalls in Lille weilt, um in einem großen Konzert mitzuwirken. Ihr helles Auflachen entwirrt das militärisch-schwierige Problem. Und das übrige tut eine gute Pflanz, die bald vor uns steht. In den Räumen des großen Hotel Royal zu Lille gibt’s lauschige Ecken. . .

„Als Künstler in dem Krieger! Ja, das ging fix,“ begann Kirchhoff zu plaudern. „Am Samstag, den 1. August, noch als „Parfital“ in Bayreuth, am 2. August in Berlin im Uniformgeschäft, am 3. August in — — — Neutomis, wo ich meine Kolonne aufstellte. Drei merkwürdige Stationen! Ich kam gleich nach Westen und bin seit März dieses Jahres zum Stabe des Deutschen Kronprinzen als Ordmanzoffizier kommandiert.“ „Kannte Sie der Kronprinz von Berlin her?“ „Ja und nein. Als Mitglied der Hofoper war ich ihm bekannt, aber nicht persönlich. Marville — am 24. August 1914 —, wo der Kronprinz Truppschau abhielt. Ich trug einen Rollstuhl. Sechs Wochen lang war kein Rasiermesser an meine Kehle gekommen. Ich hatte verzweifelte Ähnlichkeit mit Esau. Trotzdem erkannte der Kronprinz, als er an meiner Kolonne vorbeifuhr, mich sogleich. Er rief mich zu sich heran, unterhielt sich mit mir in der lebenswürdigsten Weise und beschenkte mich mit Zigarren und Schokolade. Das war ein denkwürdiger Augenblick für mich. Wiederholt erkundigte sich der Kronprinz später nach mir, bis ich als Ordmanzoffizier seinem Stabe zugeteilt wurde.“ „Hatten Sie da Gelegenheit, den Sieger von Longwy häufig zu sehen?“ „Ja; in der Zeit des Stellungskrieges fast täglich! Ich wurde dann zu ihm befohlen und mußte entweder mit ihm im Auto fahren oder mit ihm reiten, oder ich durfte ihn auf seinen Spaziergängen begleiten. Auch abends wurde ich manchmal zur Tafel hinzugezogen, wo dann sehr lebhaft musiziert wurde.“ „Welche Musik bevorzugte der Kronprinz?“ „Sein Hauptinteresse galt der ersten Musik. Das betone ich ganz besonders, weil darüber früher andere Mitteilungen veröffentlicht worden sind. Der Kronprinz liebt vor allem Beethoven! Als ich eines Abends ihm ein Lied von Beethoven vorgesungen hatte und dann noch etwas anderes bringen wollte, sagte der Kronprinz: „Nach diesem kann man nichts anderes mehr hören! Gute Nacht!“ So tief und nachhaltig war der Eindruck auf ihn gewesen!“ Walter Kirchhoff hielt inne. Nachdenklich gingen seine Augen in die Weite. Seine lebenswürdige Gemahlin führte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück: „Wie war das doch noch, als der Kronprinz bei Dir Bratkartoffeln aß?“ „Ja, das war reizend,“ fuhr Kirchhoff fort. „Unser Kronprinz lebt bekanntlich sehr einfach. Wie in der Heimat vorgeschriebenen fleischlosen Tage werden an seiner Tafel, auf der das Kommissbrot nicht fehlen darf, strenge innegehalten. „Kaiserliche Hoheit, der Sekt ist hier so trocken, daß er manchmal garnicht da ist,“ habe ich einmal zu ihm gesagt. Und der Kronprinz mußte herzlich darüber lachen. Seiner einfachen und herzlichen Art entspricht es denn auch, daß er mich dann und wann in meinem Quartier besucht. Dort gibt es natürlich etwas Musik. Ich habe ein Klavier und vor allem einen prächtigen



Behe Sie sich in einen Krieg einläßt, bedenket die Unberechenbarkeit seines Verlaufs.

Zukunftides.

tigen Klavierspieler, einen Künstler in seinem Fach, den Leutnant Hellberger, mit dem ich, falls Zeit da ist, zusammen musizieren. Seine Kaiserliche Hoheit hört dann zu. Diese Abende in meinem Quartier werde ich nie vergessen. Da saßen wir — der Kronprinz, Rittmeister von Zobelitz, der bekannte Herceuteller, ferner Major von Müller, der beste deutsche Offizierskennschüler, Leutnant Hellberger und ich — in einer Stube um einen kleinen runden Tisch. Die Lampe brannte so gemütlich, daß wir vermeinten, im eigenen Heim zu sein. Und unser Leutnant erzählte dann von seinem geliebten Berlin. . . . Eines Abends stellte mein Vursche, ein biederer Pole namens Stodowial, einen besonderen Vederbissen auf den Tisch: Bratartoffeln! Der Kronprinz schmauste vergnügt und meinte dann: „Solch gute Bratartoffeln habe ich in meinem Leben noch nicht gegessen! Auch bei Muttern nicht!“ — — „Nach der Nähe des Stellungskrieges,“ fuhr Walter Kirchhoff fort, „kamen dann die gewaltigen Vorgänge bei Verdun. Ich habe während dieser Zeit mit einer Kolonne Munition gefahren. Eine Episode daraus, über die der Kronprinz furchtbar gelacht hat: Ich war mit meiner Kolonne unterwegs. Regen über Regen. Die Wege aufgeweicht. Abgrundtiefe Spuren. Bei jedem Schritt versackte man im Dreck. Ein Wagen der Kolonne bleibt liegen. Ich hin, um zu helfen. Was da ist, wird ranbeordnet. Auf mein Kommando „zugleich“ packt alles an, greift in die Speichen, in die Räder. Vergebens! Noch einmal: „Zu—gleich!“ Nichts rührt sich. Ich wiederhole den Befehl, wohl zehnmal, zwanzigmal, ich glaube hundertmal ist es gewesen. Bis ich heißer war. Und der Wagen? In aller Ruhe stand er da und schlug Wurzeln. Und auf der Mühe des Fahrers begann ein Baunkönig sich ein Nest zu bauen.“ „Aun hören Sie aber auf! Da muß allerdings selbst ein Kronprinz lachen. Gottlob ist inzwischen die Heiserkeit kurirt. Sonst hätten die Feldgraben Sie nicht in „Carmen“ in Lille bewundern und beklatschen können. Hatten Sie auch sonst während des Feldzuges Gelegenheit, Ihre Kunst zu betätigen?“ „Freilich! Durch die Güte des Kronprinzen konnte ich einige Male in Berlin sein. Dann habe ich in Wien gesungen und in Graz. Das war 1915. Jetzt in Lille. Anfang Mai gehe ich nach Brüssel, um dort im „Ring“ zu singen. Und am Ende der Saison bedenke ich wieder in Berlin zu sein, ebenfalls zu den „Ring“-Auführungen. Natürlich hoffe ich, daß wir bis dahin den Frieden haben, damit ich in Berlin, meiner lieben Geburtsstadt, bleiben kann.“ — Es war Rittersnacht geworden. . . . Der Fahrstuhl entführte den Herrn Rittmeister mitsamt Gemahlin in die Wohnräume des „Hotel Royal“. Der Landsturmann pilgerte durch die menschenleeren, dunklen Straßen Lilles seiner Kaserne zu. (Zens. Wn.)



Aus der Kriegszeit.

Ein Aufruf der französischen Frauen gegen den Alkohol. Wenn auch die französische Zensur sich mit allen Mitteln und unter Nichtachtung der Freiheit oft der primitivsten öffentlichen Meinungsäußerung seit Kriegsausbruch eifrig femüht, alles zu unterdrücken, was Mängel in der militärischen oder zivilen Verwaltung aufdecken könnte, so dringt doch nach und nach immer mehr von den höchst bedrohlichen Zuständen durch, die die Gesundheit des französischen Volkes untergraben. Es ist bezeichnend für den wahren Kulturgrad Frankreichs, wenn man erfährt, daß unter den Franzosen ein Mißbrauch mit dem Alkohol getrieben wird, wie man ihn sich kaum in Rußland in schwärzeren Farben auszumalen vermag. Trotzdem aus den Kreisen der vernünftigen Arbeiterschaft selbst bereits mehrmals während des Krieges Aufforderungen an die Regierung ergingen, an die zerstörende Wirkung dieses Lasters, die gerade in gegenwärtiger Zeit unbeschriebenen Schaden anrichtete, zu denken und den öffentlichen Verkauf des Alkohols auf gesetzlichem Wege durch Einschränkung der Monopole zu vermindern, ist noch immer nicht geschehen, was in dieser Beziehung eine Besserung hätte herbeiführen können. Die Privilegien der großen Branntweinbrennereien bringen der Regierung sehr viel Geld, und überdies bilden die reichen französischen Alkoholfabrikanten eine Art Trutz, der den Regierungsbeamten gegenüber mit allen Mänken und Schlichen des VerhüllungsweSENS — ebenfalls nach echt russischem Muster — arbeitet. Wie weit die höchst beachtenswerten Verhältnisse

in dieser Beziehung bereits gediehen sind, geht aus einem zahllosen Unterschriften tragenden Appell der „Vereinigung der Französinen gegen den Alkohol“ hervor, den die Pariser Blätter an führender Stelle veröffentlichten. Die Form und die Stilisierung dieses Appells, der einem tiefempfundnen Notschrei gleicht und sich zwar an das ganze Volk, vor allem aber an das Parlament richtet, steht ohne Beispiel da, und die außerordentliche Not, in die vor allem das arbeitende französische Volk sich durch das Alkohollaster und die bisherige Unfähigkeit der Regierung in dieser Beziehung versetzt sieht, muß einen Grad von Verzweiflung hervorgerufen haben, wie er nur selten und besonders unter den Kriegsgezeiten als Volkstimmung zum Ausdruck kommt. Einige Stellen aus diesem Appell, den Blätter wie das „Journal des Débats“ selbst dringend und herzerweichend rufen, werfen ein grelles Licht auf die Gesamtlage: „Das Vaterland,“ heißt es wörtlich, „verlangt von uns die allerschwersten Opfer; und um unser Land zu verteidigen, müssen wir hergehen, was uns am teuersten ist. Aber Deutschland ist keineswegs der einzige Gegner, der uns bedroht. Während wir nach außen hin kämpfen müssen, erhebt sich im Innern des Landes, in unserer Mitte, ein ebenso mächtiger wie tödlicher Feind, der die Kultur vernichtet und Geist und Körper tötet: der Alkohol! Dieser Feind muß endlich von unserem Boden verbannt werden, und wir wollen hierzu nach Kräften beitreten, indem wir seine Bekämpfung predigen und selbst mit gutem Beispiel vorangehen. Darum richten die Mütter und die Frauen in Frankreich aus erster Not einen dringenden Appell an das Parlament und die Regierung. Ihr, die Parlamentarier und Regierungsmitglieder, habt die Aufgabe, Frankreich von der Geißel des Alkohols zu befreien. Bis jetzt habt Ihr versucht und versprochen, aber nun rufen wir Euch zu: Euenig mit den halben Maßregeln, genug mit den schwächlichen Kompromissen. Der Dämon des Alkohols zieht das Volk, Eure Pflicht ist es, endlich das Vaterland von ihm zu befreien. Wir erwarten von Euch dringend die Erfüllung dieser Pflicht, eine gesetzliche Regelung des Alkoholverkaufes, wie sie für ein modernes Staatswesen selbstverständlich ist, die Aufhebung der besonderen Privilegien für die Branntweinbrenner, die sich zum verderblichen Schaden des Volkes bereichern usw. Millionen von Existenzen sind auf dem Spiel; jetzt hat die letzte äußerste Stunde geschlagen, und Ihr seid verantwortlich für die Zukunft.“ Nichts ist wohl mehr geeignet, die Hohlheit der Phrasen über die moderne und freiheitliche Kultur Frankreichs zu erweisen, als dieser einzigartige Appell, in dem ein Volk sich genötigt sieht, seine eigene Regierung an eine der selbstverständlichsten und primitivsten Pflichten zu erinnern. . . .

Weibliche Lazarettärzte in England. Der außerordentlich seltene Ärztemangel in England, den die britische Regierung und Presse bisher gewaltig zu verschleiern suchte, wird nunmehr offenkundig durch einen fehrbedrohlichen Beschluß, noch welchem auch Frauen, die dem Studium der Medizin obliegen, von nun an zum ärztlichen Dienst in den englischen Lazaretten zugelassen werden sollen. So meldet die „Times“, daß die Leitung des Charing Cross-Hospitals in London den Entschluß gefaßt habe, Studentinnen in ihren Dienst zu nehmen, wobei betont wird, daß es sich um eine außerordentliche Maßnahme handle, die trotz langen Widerstrebens, und vieler Gegenstände wegen des kaum noch zu ertragenden Mangels an verfügbaren ausgebildeten Ärzten durchgeführt werden müsse. Noch im letzten Jahre, als ein derartiger Vorschlag gemacht wurde, äußerten sich sämtliche in Betracht kommenden Gesehten einstimmig gegen ein solches Projekt. Wie schlimm aber die Situation mit der Zeit wurde, läßt sich daraus erkennen, daß die gemeldete Einführung nicht etwa das Resultat neuerlicher Vorstellungen konseilen der studierenden Frauen ist, sondern daß die Behörden, die sich früher so ablehnend verhielten, nunmehr aus eigenem Antrieb an die Studentinnen herantreten und sie aufforderten, sich zum Eintritt in die Lazaretts zu melden. Schon während der letzten Monate waren Frauen, die ihre Kriegsnoprprüfung als Ärztinnen abgelegt hatten, in Privatkliniken tätig, das Charing Cross-Hospital aber ist die erste staatliche Anstalt mit weiblichem ärztlichem Personal.

Nachtbild aus Saloniki. Eine ziemlich melancholisch gestimmte Schilderung der in Saloniki angekommenen Reste des serbischen Heeres, das im Gegensatz zu anderen französischen

Verichten hier nicht gerade als besonders kraftvolle Kampftruppe gezeigt wird, findet sich in einem nächtlichen Stimmungsbild des Saloniki-Berichterstatters des „Journal“: „In dem dichten Dunkel der Nacht, das das Lächeln des Mondes noch nicht erbleichen ließ, herrscht eine ernste Stille, die von der Sternen der Nacht herabzufallen scheint. Die Stadt Saloniki schläft, das Meer ist tot, kein Segel, kein Schiffsmaht ist zu erblicken. Es ist eine warme Nacht im Orient. Plötzlich wird ein Geräusch hörbar, es ist wie der dumpfe Lautakford eines fernen Gewässers. Wir horchen auf und blicken auf die Straße. Immer näher kommt der Lärm, immer deutlicher in seinem Rhythmus erkennbar, und nun wissen wir, daß eine Truppe auf dem Marsch sich nähert, und bald können wir auch die ersten Männer erblicken. Voran zwei Offiziere zu Pferd, hinter ihnen eine lange, stumme Kolonne, ihre Silhouetten schwankeu seltsam in der Nacht, als seien es Traumfiguren einer traurigen Legende. Ein Bataillon nach dem anderen zieht vorbei. Infanterie, Kavallerie, dann Einheimische, mit Gepäc beladen, und schließlich ein Troß von Lastwagen aller Art. Es ist eine serbische Division, die an die Grenze zieht. Gewöhnlich singen die Serben, wenn sie marschieren. In dieser Nacht aber, unter diesen mit gesenkten Köpfen einherschreitenden Leuten singt kein einziger. Sie sind stumm, und nichts ist hörbar als das Schleifen ihrer Stiefel und Sandalen auf der Straße. Wahrhaftig, so sieht eine Armee von Geistern aus. Jetzt sollte ich sicherlich eine lange Beschreibung folgen lassen über die Begeisterung der geretteten serbischen Armee, ich sollte noch einmal in lyrischen Worten diese übrig gebliebenen serbischen Truppen feiern. Doch ich will weniger legendenreich und poetisch sein und lieber eine wahre Schilderung geben, die darum keineswegs weniger ergreifend ist. Den Blick zu Boden gerichtet, schreiten diese Leute einher, niedergedrückt von schmerzlicher Erinnerung und dumpfer Müdigkeit, mechanisch, mit schleppenden Füßen wie Verbrecher, die zu einem nimmermehr endenden Weg der Verbannung verurteilt sind. Es ist, als schließe eine ungeheure dunkle Traurigkeit in ihnen. Manchmal tritt ein Mann aus der Reihe, seht sich einen Augenblick auf den Straßenrand nieder, als wollte er auf irgend eine übermenschliche Hilfe warten. Unter allen Bäumen sieht man solche Unglücklichen, die minutenlang Raht halten. Das Herz zieht sich vor Mitleid zusammen, wenn man diese Leute sieht, die der grimmige Feind aus ihrer Heimat vertrieben hat. Wenn wir auch glauben, daß die serbischen Soldaten mit ihrem Heldenmut mithelfen werden, damit wir bald den Tag des Sieges mit seiner ganzen Größe erreichen, so soll doch auch daran erinnert werden, daß diese Männer heute bereits an der Grenze ihrer Kräfte sind. Die Kranken sind zwar geheilt, die Erschöpften wieder aufgerichtet, aber ihr Organismus hat schwere, nicht wieder gutzumachende Wunden erlitten. . .“

Die Bedeutung der Knochenabfälle für unsere Ernährung. Mutter Germania, die vor dem Kriege eine so reiche Dame und daher etwas verschwenderisch geworden war, ist jetzt in den Tagen der Knappheit zur sparsamen Hausfrau geworden, die alles verwerten und für die Ernährung ihrer Kinder ausnützen möchte. Dabei darf sie nichts von dem vernachlässigen, was sie früher im Überfluß einfach spartwarf, sondern muß aus allem, so weit als nur irgend möglich, Gewinn ziehen. Unter den früher wenig beachteten Abfällen, die heute für die Ernährungsfrage von Bedeutung werden, sind die Knochen die wichtigsten. Man machte Dünger aus ihnen. Das war alles. Heute hat man allmählich gelernt, daß sich aus Knochen wichtige, uns gerade fehlende menschliche, und tierische Nahrungsmittel herstellen lassen. Zunächst freilich kam man über die alten Formen der Verarbeitung nicht hinaus; das gewonnene Knochenmehl wurde als Dünger verwendet, obwohl uns im Thomasmehl ein viel wertvolleres und billigeres phosphorhaltiges Düngemittel zur Verfügung steht. Das Fett der Knochen aber wurde in erster Linie zu technischen und industriellen Zwecken benutzt. Nichts von dem bedeutenden, in den Abfällen enthaltenden Nährgehalt kam den Menschen unmittelbar zugute. Die Anregung dazu, die Knochen für die wichtigste soziale Aufgabe unserer Tage, die Ernährung von Mensch und Vieh, auszunutzen, ging schließlich — wie so vieles Gute — von militärischen Kreisen aus. Die ungeheuren Knochenmassen,

die sich alltäglic in den Truppen- und Lazarettküchen der Garnisonen und Etappen anhäufen, wurden bisher und werden zum großen Teil noch nicht genügend verwertet, sondern vielfach sogar vergraben oder verbrannt. Dem galt es, entgegenzuwirken, und so wurden denn Versuche zur ausgiebigen Verwertung der Knochen gemacht, die ganz vorzügliche Erfolge zeitigten. Besonders hat die ostpreussische Landwirtschaftskammer diese aus der Praxis hervorgegangenen Anregungen wissenschaftlich untersucht und zur allseitigen Nachahmung empfohlen. Werden doch durch eine umfassende Organisation der Knochenverwertung gewaltige Mengen nahrhafter Stoffe der menschlichen Ernährung zugeführt, die bisher für dieses bedeutsamste Gebiet unserer Wirtschaft verloren waren. Die neue, durch die Erfahrung bewährte Methode der Knochenverarbeitung vollzieht sich dergestalt, daß die Knochen erst sortiert, dann gekocht, getrocknet und gemahlen werden. Durch das Kochen werden zunächst 10 Prozent Fett gewonnen, die sich nach den Untersuchungen des Nahrungsmittelamtes der ostpreussischen Landwirtschaftskammer vortrefflich für Küchengezude eignen und eine heute sehr kostbare Substanz für die menschliche Nahrung liefern. Außerdem wird noch eine größere Menge Knochenbrühe gewonnen, die ebenfalls für unsere Speisen verwertet werden kann. Nach dem Auskochen werden nun die Knochen geböhrt und gemahlen; sie liefern so ein ganz vorzügliches Futtermittel, das neben dem bekannten hohen Gehalt an phosphorsaurem Kalk 24,41 Prozent Protein und 13,11 Prozent Fett enthält, also von großem Nährwert ist. Zwei uns heute besonders „teure“ Tiere, das Schwein und das Ruhn, gedeihen bei dieser Nahrung vorzüglich. Auch die Pferdezüchter schätzen dieses Futter außerordentlich. Es ist daher von hoher Bedeutung, daß die riesigen, in den Knochen gleichsam schlummernden Nährstoffe nicht für technische Zwecke verwendet, sondern ihrer ureigenlichen Bestimmung, der menschlichen und tierischen Ernährung, zugeführt werden, und Erwägungen für eine einheitliche durchgreifende Regelung dieser Frage werden bereits, wie wir hören, bei den maßgebenden Behörden angestellt.

„Teufelsvieh“. Kann es etwas Unerschämteres geben als eine Fliege, die, mögen wir sie auch noch so oft beschäuen, sich immer wieder auf unsere Nase setzt, die unferen Schlummer stört und noch so manche andere unangenehme Eigenschaften entwickelt? Man kann daher die Entrüstung verstehen, mit der einst der König Jakob I. von England outrief, als sich eine Fliege auf seine Nase setzte: „Ich habe drei Königreiche; kannst du darin keinen anderen Platz finden?“ — Martin Luther, der, wie bekannt, eine sehr kräftige und derbe Sprache liebte, nannte die Fliegen „Teufelsvieh“. Zu dieser Bezeichnung veranloste ihn sicherlich der Name des obersten aller Teufel, Beelzebub, denn dieser bedeutet nichts anderes als „Fliegenkönig“. Auch Mesphitophiles wird im „Rausch“ mit dem schmäudenden Beiwort „Herr der Fliegen“ belegt. Bei mehr als einem Volke begegnet man der Sage, daß die Fliegen Geschöpfe des Teufels seien. Da dieser ebenfalls seinen Schöpferdrang betätigen wollte, habe er diese unheilvollen Tiere in die Welt gesetzt. Und unheilvoll sind fürwahr die Fliegen! Ihre Zubringlichkeit wäre noch am ehesten zu ertragen, obwohl sie uns oft genug arg zusehen; die Hauptgefahr, die sie für die Menschheit bedeuten, besteht darin, daß sie, wie durch die Wissenschaft erst in der neuesten Zeit bewiesen werden ist, zu den hauptsächlichsten Verbreitern der Infektionskrankheiten, wie Typhus, Diphtheritis, Cholera, Ruhr usw. gehören. Es ist einwandfrei festgestellt worden, daß die Häufigkeit der Kinderkrankheiten und der Kindersterblichkeit im Zusammenhang steht mit dem stärkeren Auftreten der Fliegen. In New York ist vor einigen Jahren ein sehr interessanter Vergleich der Gesundheitsverhältnisse zweier Stadtbezirke veröffentlicht worden, deren Bewohner unter ganz denselben Verhältnissen leben. In dem einen traten die Fliegen besonders stark auf, während der andere ganz von ihnen verschont blieb. Der fliegenarme Bezirk war bei weitem der gesündere. Wir haben also alle Veranlassung, dem „Teufelsvieh“ energisch auf den Leib zu rücken. Es ist für uns auch in besonderer Weise eine hygienische Pflicht, die schlimmen Plagegeister von den menschlichen Wohnungen fernzuhalten und sie zu vernichten.